

Brigitte Blobel
Herz im Gepäck



Foto: © privat



DIE AUTORIN

Brigitte Blobel, 1942 in Hamburg geboren, studierte Theaterwissenschaften und Politik und arbeitete in Frankfurt als Redakteurin bei Associated Press. Neben ihrer Tätigkeit als freie Journalistin und Drehbuchautorin hat sie zahlreiche Romane für Jugendliche und Erwachsene geschrieben. Ihre Bücher wurden in 18 Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet.

Von Brigitte Blobel ist bei cbj erschienen:

Roter Zorn (12954)

Herz im Gepäck (12953)

Zwischen Bagdad und nirgendwo (12955)

Brigitte Blobel

Herz im Gepäck





cbl – C. Bertelsmann Taschenbuch
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche
Verlagsgruppe Random House



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Erstmals als cbl Taschenbuch April 2008
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2005 bei cbj Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Burkhard Heiland
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld
unter Verwendung eines Fotos von Corbis, Düsseldorf
SE · Herstellung: CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-570-30435-8
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

TEIL 1

In der Schule, die Joe besuchte, gab es seit neuestem eine Glaswand, die Lehrerzimmer und Verwaltung von dem Rest der Schule trennte. Wer wollte, konnte durch dieses Glas hindurch in den Pausen die Lehrer beobachten, wie sie auf ihrem Flur miteinander diskutierten, wie sie die Waschräume verliebten und ihre Hände mit einem Taschentuch abtrockneten, als gäbe es dort keine Handtücher. Man konnte sehen, wie sie das Faxgerät bedienten, in ihre Handys sprachen und wie sie ihre Jacken und Mäntel in den Flurschränken einschlossen.

Und vor der Glaswand mit den Doppelschwingtüren war immer eine Aufsicht postiert, entweder ein Lehrer oder jemand von der SSV, jemand aus der neunten oder der zehnten Klasse.

An diesem Tag, als Joe seinen Klassenlehrer sprechen wollte, hatte Sven Fischer Dienst, wie Joe ein Schüler aus der Zehnten. Sven war zwei Jahre jünger als Joe, der bereits zwei Ehrenrunden gedreht hatte.

Es war gleich nach der sechsten Stunde und Joe hatte nach der sechsten Stunde Schluss. Er wollte es schnell hinter sich bringen. Er hatte seine Sachen dabei, einen Rucksack, der ziemlich schwer war. Der sich ausbeulte. Joe konnte sehen, wie Sven einen interessierten Blick darauf warf. So, als vermute er wer weiß was in dem Teil.

»Hallo«, sagte Sven. Er stand genau vor der Tür. Einfach an ihm vorbeigehen, das würde nicht klappen. Jeder, der durch die Glaswand wollte, musste sagen, warum, weshalb, wieso.

Sven Fischer war Stürmer in der Fußballmannschaft der Schule. Sein Foto hing, zusammen mit den Porträts der anderen Spieler, in dem Flur im ersten Stock, zwischen Bio- und Chemieraum.

»Hi.« Joe schaute auf seine Fußspitzen. »Ich muss zu Don Corleone.«

»Hat er dich bestellt?«, fragte Sven.

Joe schüttelte den Kopf. »Aber ich muss trotzdem mit ihm reden. Er ist schließlich unser Klassenlehrer.«

»Musst du bei ihm antanzen?«, fragte Sven. Er grinste.

Joe ärgerte es, dass Sven grinste, und die Bemerkung von ihm ärgerte ihn auch, aber er schwieg dazu. Er wollte keinen Streit.

»Was dagegen?«, knurrte er nur.

»Überhaupt nichts«, sagte Sven und ließ ihn durch.

Die Tür zum Lehrerzimmer war geschlossen, aber er konnte laute Stimmen und manchmal ein Lachen hören. Er wartete ein paar Sekunden, da aber niemand herauskam oder hineinwollte, klopfte er.

Keine Reaktion.

Joe klopfte noch einmal.

Wieder rührte sich nichts, nur die Stimmen drinnen wurden lauter, so als wollten sie sein Klopfen übertönen.

Joe drückte die Klinke herunter und schob die Tür halb auf.

Er spähte in den Raum, der in ein gedämpftes Licht getaucht war. Vor den Fenstern waren die gelben Sonnenrollos halb heruntergezogen und die Lehrer bewegten sich davor wie Schattenfiguren. Der Raum war noch größer als der Kunstraum im zweiten Stock und er hatte mehrere runde Tische. An

diesen Tischen konnten mindestens dreißig Lehrer gleichzeitig Hefte korrigieren oder sich auf den Unterricht vorbereiten, irgendwelche Feiern abhalten oder über die Versetzungen der Schüler abstimmen. Daumen hoch oder Daumen runter, vor sonnengelben Rollos. Die Wände waren zugestellt mit Regalen, in denen es unordentlicher aussah, als Joe vermutet hatte. Wenn man dachte, wie die Lehrer ihre Schüler ständig zur Ordnung anhielten! Unter manchen Tischen stapelten sich Bücherkartons oder gebündelte Zeitschriften. Die Luft war schwer vom Zigarettenqualm – auch so eine Sache, über die in der Schule heftig diskutiert wurde: totales Rauchverbot. Joe hatte gesagt, das muss dann für alle gelten, auch für die Lehrer. Vielleicht brauchen sie deshalb diese Glastür und davor eine extra Aufsicht, dachte Joe, damit wir ihnen nicht auf die Schliche kommen bei dem, was sie so machen.

Don Corleone stand mit der Biologielehrerin, die Joe in der Arbeit über Osmose eine Fünf gegeben hatte, am Kaffeeautomaten. Jeder konnte durch den Lärm ihr Lachen hören. Er sah, wie sie mit ihrer Halskette spielte und den Kopf leicht zur Seite neigte, während sie Don Corleone zuhörte. Die Biologin hieß Doris Kunstmann, und Joe konnte sich nicht erinnern, dass er sie je im Unterricht hatte lachen sehen. Sie sah so hübsch aus, wenn sie lachte.

Der Erste, der Joe bemerkte, war Don Corleone. Als habe er Joes Blicke im Rücken gespürt, drehte er sich ruckartig um. »Nicht reinkommen!«, rief er.

Joe wusste, dass Schüler das Lehrerzimmer nicht betreten durften. Er nickte. Er sah, wie der Kaffee aus der Tasse über Don Corleones Hand schwappte, wie die Biologin ein Taschentuch aus ihrer Jackentasche zauberte und ihm die Tasse abnahm und seinen Ärmel abtupfte, was Don Corleone gereizt mit sich geschehen ließ.

Auch die anderen Lehrer schauten jetzt zur Tür. Joe trat zwei Schritte zurück in den Flurschatten.

Er sah, wie Don Corleone auf ihn zukam und wie er dabei nach rechts und links irgendetwas murmelte.

»Hallo Joe«, sagte Don Corleone, nachdem er die Tür hinter sich zugezogen hatte, »was gibt's?«

»Ich wollte mit Ihnen wegen der Wahl zum Schulsprecher reden.«

»Ach ja?« Don Corleone schaute verstohlen auf die Uhr. Joe ließ sich nichts anmerken, aber er dachte: Das ist gemein, wir haben noch keine Sekunde geredet.

»Ich hatte mich in die Wahlliste eingetragen«, sagte Joe.

Don Corleone hob den Blick. Er sah Joe in die Augen. »Hab ich gesehen.«

»Aber Sie haben meinen Namen gestern wieder durchgestrichen.«

»Stimmt«, sagte Don Corleone. »Und ich hab es dir gleich heute im Unterricht gesagt. Keine Heimlichkeiten.«

Joe holte tief Luft. Er hatte sich auf dieses Gespräch gut vorbereitet. Für ihn ging es um viel. Um nicht zu sagen: um alles.

»Ja, Sie haben es gesagt, Sie haben nur nicht gesagt, wieso. Ich glaube, ich könnte ein guter Schulsprecher sein. Ich war bei den Pfadfindern, acht Jahre lang, mir hat die Arbeit mit Kids immer Spaß gemacht. Ich hab auch Verantwortung übernommen. Jeder in der Neunten oder Zehnten kann sich auf die Liste setzen. Ich weiß, wie man ...«

»Joe«, unterbrach Don Corleone sanft, »du hast nicht wirklich gedacht, dass du auf der Liste bleiben könntest, oder? Du hast deinen Spaß gehabt, einen Tag hing die Liste aus, mit deinem Namen auf Platz sechs. Also, was willst du mehr?«

»Ich möchte mich zur Wahl stellen«, sagte Joe.

»Vergiss es«, sagte Don Corleone. Seine Stimme verlor etwas

von ihrer Sanftheit. »Solange ich hier Lehrer bin, wirst du nicht Schulsprecher.«

»Und wieso nicht?«, fragte Joe.

»Das fragst du? Im Ernst? Das fragt ein Schüler, der in diesem Jahr hundert Unterrichtsstunden versäumt hat? Der bei Klassenarbeiten immer mal wieder gern ein leeres Blatt abgibt? Der, nur weil er sich über seine Zensur in Geo geärgert hat, die Weltkarte, für die wir ein kleines Vermögen ausgegeben haben, draußen im Regen in die Pfütze gelegt hat? Das kann nicht dein Ernst sein, Joe. Es gibt an dieser Schule keinen Lehrer, der dich mehr verteidigt hat als ich. Ich habe versucht, was ich konnte, Joe. Auf der Klassenreise warst du die Hälfte der Zeit betrunken. Schon vergessen, dass die ganze Klasse deshalb nicht ins Theater konnte? Alles schon vergessen?«

Joe sagte nichts. Er schaute Don Corleone ruhig in die Augen. Red nur weiter, dachte er, ich hör gar nicht zu. Ich weiß doch schon, was du sagst. Es hat nur leider gar nichts damit zu tun, dass ich Schulsprecher werden möchte. Aber das kapiert du nicht.

»Sie finden es also okay, meinen Namen einfach auszustreichen?«

Don Corleone seufzte. »Ich würde es besser finden, Joe«, er legte väterlich seine Hand auf Joes Schultern, »wenn du dir einen Ruck gäbest und dich wie ein ganz normaler Schüler benehmen könntest. Das würde ich viel besser finden. Aber den Gefallen tust du mir ja nicht. Noch weniger tust du mir den Gefallen, einmal eine Mathearbeit abzuliefern, in der du wenigstens *versuchst*, ein paar Aufgaben zu lösen. Wir schreiben Freitag wieder eine Arbeit. Schon dafür geübt? Es ist so ziemlich deine letzte Chance, von der Fünf runterzukommen.«

»Also, ich kann mich nicht zur Wahl stellen?«

»Nein«, sagte Don Corleone. »Aber dafür mach bitte nicht uns verantwortlich. Das hast du dir selber zuzuschreiben.«

Joe musste plötzlich an die Filme denken, in denen die Feinde sich ein letztes Mal mustern, bevor der Kampf losgeht. Die Boxer zum Beispiel, bevor sie in den Ring steigen und sich die Nasen blutig schlagen, die gucken sich noch einmal so an. Damit sie wissen, wie ihr Feind aussieht, damit sie das nicht vergessen.

Joe schob seinen Rucksack über die Schulter, warf seinem Klassenlehrer einen eiskalten Blick zu und drehte sich grußlos um. Die Aufsicht war immer noch da. Sven grinste, als Joe an ihm vorbeiging.

»War ja kurz«, sagte er.

Joe zuckte nur gleichmütig die Achseln.

Jo es Klassenzimmer lag im zweiten Stock am Ende des Flurs. Es hatte zum Beginn der siebten Stunde geläutet, doch nur eine Klasse hatte jetzt noch Unterricht, vorn rechts, gleich neben dem Treppenaufgang. Hier aber, am Ende der Sackgasse, war Joe ganz allein. Er hatte die Tür hinter sich zugezogen, bevor er mit der Arbeit begann.

Er holte aus seinem Rucksack die Sprühdosen und baute sie vor sich auf. Dann zog er seinen Anorak aus, schob die Ärmel seines Sweatshirts über die Ellenbogen und schaute sich in der Klasse um. Er dachte, das wird verdammt viel Arbeit. Er ging zu dem großen Kippfenster und versuchte, es ganz zu öffnen. Das war nicht leicht, weil der Griff verbogen war.

Als er es endlich geschafft hatte, blies ein kräftiger Nordwind in den Raum. Das war gut so, denn ihm wurde von dem Chemiekram immer übel.

Joe schraubte die Deckel von den Sprühflaschen und be-

gann ruhig und konzentriert mit seiner Arbeit. Er besprühte zuerst die Stühle mit Karmesinrot. Es sah aus, als habe ein Blutbad in dem Klassenraum stattgefunden.

Dann Grün für die Tische. Wenn sich das versehentlich mit dem Rot vermischte, sah es aus wie Hundekot. Dann machte Joe sich mit blauer Farbe an die Wände. Er sprühte über die Zeichnungen, über das Foto von Albert Einstein, wo er die Zunge rausstreckt, über ein Theaterplakat der Shakespeare Company und über die Wandtafel, auf der noch die letzten Algebraformeln standen, die er nicht verstanden hatte. Überall sprühte er in Blau: FUCK SCHULE. Er schrieb es so oft, bis ihm die Arme wehtaten. Er sprühte sich in einen richtigen Rausch. Er bewegte sich immer schneller, drehte sich, die Sprühdose in der Hand, er warf die Tische um, die Stühle, und mit jedem Knall, mit dem ein Möbelstück auf den Boden fiel, explodierte es in seinem Kopf wie ein Feuerwerk.

FUCK SCHULE – FUCK SCHULE...

Da flog die Tür auf. Schlug gegen den Kartenschrank. Der Knall war noch lauter. In der Tür stand Jutta Dietrich, bei der Joe nur einmal Unterricht hatte, damals als Don Corleone mit dieser Hongkong-Grippe im Bett lag. Das eine Mal hatte ihm genügt. Viel zu streng und auch noch humorlos, fand er, und sie hatte ihn gleich beim Wickel.

Jutta Dietrich trug einen hellen, fast weißen Hosenanzug und dazu ein rotes T-Shirt. Ihre schicke Ledertasche baumelte an ihrer rechten Hüfte. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Chaos. Ihre Tasche rutschte langsam, wie in Zeitlupe, von der Schulter, ausgerechnet in eine Farblache, die sich in einer Mulde des Linoleums gebildet hatte. Die Tasche war aus hellem Leder, und sofort erschien darauf ein Fleck in der Farbe von Hundekot, der sich langsam höher fraß. Joe war fasziniert.

»Bist du wahnsinnig?«, schrie die Lehrerin.

Sie stürzte vor, um Joe die Sprayflasche aus der Hand zu nehmen. Aber als sie nur noch zwei Schritte von ihm entfernt war, hob Joe die Flasche wie einen Colt und richtete sie auf ihre Brust.

»Bleiben Sie weg«, sagte er leise, »gehen Sie raus. Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Das werde ich nicht tun!«, rief Jutta Dietrich empört. Mit zwei Schritten war sie bei ihm und schnappte mit einer Bewegung, so schnell, dass Joe nicht reagieren konnte, nach der Flasche, riss sie ihm aus der Hand. Sie hatte ein hochrotes Gesicht und ihr Atem ging schnell.

»Du bleibst da stehen und rührst dich nicht«, zischte sie. »Keinen Schritt, verstanden?«

Sie stürzte zurück zu ihrer Handtasche, tastete mit zitternden Fingern nach dem Handy. Sie war sehr aufgeregt. Sie schaute immer wieder zu Joe, der sich nicht rührte, der wie versteinert dastand. Sie wählte eine Nummer, schnappte immer wieder nach Luft, während sie sprach, als habe sie einen Asthma-Anfall.

»Das Zimmer der Zehn B!«, rief sie in ihr Handy. »Zweiter Stock! Ich brauch dringend Hilfe!«

Es war einer dieser ersten schönen Tage, die man keinesfalls in verräucherten Kneipen verbringen sollte. Die Narzissen poppten, die Krokusse breiteten sich wie lila Teppiche aus auf den Verkehrsinseln der Stadt, in den Wallanlagen plusterten sich die ersten Kätzchenzweige an den Weiden, und die Eichhörnchen warfen verdorrte Winterfrüchte aus ihren Baumverstecken und putzten sich, um dann mit buschig aufgerichtetem

Schwanz auf Weibchensuche zu gehen. Julie hatte an diesem Mittag, als sie aus der Schule kam, ihre Strümpfe ausgezogen und beschlossen, dass nun Frühling sei. Der Wind blies kräftig, aber auch irgendwie verheißungsvoll aus südwestlicher Richtung. – An der Bergstraße, der wärmsten Gegend in Deutschland, so war am Morgen im Radio zu hören gewesen, blühten schon die Kirschbäume. Aber auch hier, in Hannover, in Deutschlands Norden, kitzelte die Sonne auf der Haut, und die Vögel, zurück aus Ländern wie Marokko und dem Senegal, zwitscherten wieder ihre alten Hits und kackten auf die Autos, die unter den Straßenbäumen parkten.

Es war definitiv zu schön, um den Nachmittag in einer veräucherten Kneipe zu verbringen, aber andererseits war es der Ort, an dem Julie ihre Freunde treffen konnte. Keiner aus Julies Clique würde sich an diesem Tag an den Mühlteich setzen, etwa um liebeswütigen Erpeln zuzuschauen bei ihren tollpatschigen Versuchen, eine Ente zu besteigen. Sie alle waren heute im *Quasimodo*, einer Kneipe, in der der Zigarettenteer die Wände schwarz gefärbt hatte und der Geruch von abgestandenem Bier eine innige Ehe mit dem lila Samtvorhang der Bühne eingegangen war. Im *Quasimodo* fand an diesem Tag die erste »Slam-Poetry-Session« statt, ein Ereignis, auf das Julie seit Tagen hinfieberte.

Sie hatte, bevor diese Plakate überall in der Gegend an Bäumen, Bauzäunen und Schulmauern klebten, gar nicht gewusst, was »Slam-Poetry« ist.

Ausgerechnet Florence, die in Deutsch auf einer glatten Fünf stand, hatte sie aufgeklärt: »Das ist eine Veranstaltung, bei der jeder auf die Bühne gehen und seine eigenen Gedichte vortragen kann. So eine Art Test, weißt du, wie gut deine Sachen beim Publikum ankommen. Das ist manchmal total abgefahren, da kommen die verrücktesten Leute und tragen

Texte vor, bei denen du denkst: Hey, tickt der Dichter noch richtig?»

Florence hatte vorher in Frankfurt gewohnt – sie zog alle zwei Jahre um, weil ihr Vater immerzu einen neuen Job hatte.

In Frankfurt war Slam-Poetry gerade absolut in. Florence brachte die halbe Klasse dazu, an diesem Nachmittag, an dem der Frühling in Hannover poppte, ins *Quasimodo* zu ziehen. Um achtzehn Uhr sollte es losgehen. Es wurde kein Eintritt verlangt, alle Getränke kosteten drei Euro, das war human. Das konnte Julie sich gerade noch leisten, obwohl sie sich beim Kauf einer neuen Strickjacke gerade vollkommen verausgabt hatte. Diese Strickjacke, eng, mit fünf kleinen Perlenknöpfen und V-Ausschnitt, taillenkurz, trug sie zu ihren Lieblingsjeans, als sie mit einer Viertelstunde Verspätung ins *Quasimodo* kam.

Julie war zuvor erst ein einziges Mal in dieser verräucherten Kneipe gewesen, im vergangenen Herbst, als die Klasse dort den letzten Schultag vor den Ferien gefeiert hatte. Aber da hatten sie draußen gesessen. Das *Quasimodo* war die Kneipe, in der sich sonst der harte Kern der Schule traf, die Leute, die gerne morgens so aussahen, als hätten sie eine echt harte Nacht gehabt, und die dabei doch nichts anderes erlebt hatten als die Tatsache, dass sie vom Bierhocker gekippt waren. Zum *Quasimodo* gehörte eine Art Biergarten im Hinterhof der Kneipe, zwischen hoch aufragenden Mietshäusern, die über und über mit Graffiti voll geschmiert waren. Wo es keine Graffiti gab, wucherte ein Efeu, und wo kein Efeu wucherte, sah das Auge nur Schimmel auf nacktem Beton.

Im Gegensatz zu manchen Leuten in der Schule hatte Julie nie den Hang zu solchen Orten verspürt. Sie war, wie sie selber fand, ein ziemlich braver Typ. Manchmal fand sie sich selber langweilig, weil sie weder die Punk- noch die Hip-Hop-Phase ihrer Klasse mitgemacht hatte. Statt Alkohol trank sie Apfel-

schorle, und wenn die anderen sich einen Joint reinzogen, wickelte sie einen Mintkaugummi aus.

Sie hatte es gerne schön und gemütlich. Sie schlief gerne lange, sie liebte ihr Bett. Auch ihr Zimmer war schön eingerichtet, nicht provozierend, nicht auf cool getrimmt. Einfach nur gemütlich. Weil sie so was mochte, ging sie auch lieber ins *Stübchen*, wo man in alten Plüschsofas versinken und einen Milchkaffee aus Riesentassen schlürfen konnte, oder ins *Como*, wo es das beste Eis der Stadt gab.

Die Kneipe, das *Quasimodo*, war nur halb voll. Julie hatte schon befürchtet, dass sie keinen Platz mehr bekommen würde, nach all dem Hallo, das um dieses Event gemacht worden war. Im hinteren Teil herrschte gährende Leere, und nur vorn, um die Bühne herum, waren alle Tische und Stühle besetzt. Das Licht war so schummrig, dass Julie, die direkt aus der hellen Sonne kam, eine Weile brauchte, bis sie Florence und die anderen aus ihrer Klasse ausmachen konnte.

Florence hatte sich für das Ereignis rausgeputzt, sie war stark geschminkt, aber nur, das wurde Julie erst später klar, um die hektische Röte in ihrem Gesicht zu verstecken. Florence hatte Lampenfieber, denn sie wollte auch etwas vortragen, ausgerechnet Florence, mit ihrer Fünf in Deutsch!

Neben Florence saß Didi, ein Junge aus der Elften, der seit Monaten daran gearbeitet hatte, Florence rumzukriegen – und nun endlich Erfolg hatte.

Didi gab gerade großspurig die Bestellung auf. »Was willst du?«, rief er Julie zu, als sie sich durch die Reihen leerer Tische zwängte.

Neben Didi saßen Gilda und Ronnie, das Liebespaar der Klasse. Wie immer eng umschlungen, die Blicke ineinander versenkt und, wenn sie nicht gerade etwas tranken oder etwas sagten, mit Lippen, die wie Saugnäpfe aneinander klebten. In

der Klasse hatte man sich daran gewöhnt, dass Gilda und Ronnie ihre Liebe immerfort zur Schau stellen mussten, vielleicht weil sie selber so verblüfft darüber waren, dass es jemanden gab, der sich in sie verlieben konnte, denn sie sahen beide nicht gerade umwerfend aus und für beide war diese Liebe die allererste. Weil sie wie Uhu und Patex aneinander klebten, wurden sie in der Schule nur noch »Uhu und Patex« genannt.

»Was trinkt ihr denn so?«, fragte Julie, während sie einen Stuhl an den Tisch zog.

»Uhu und Patex nehmen Cola, ich ein Bier und Florence einen Kamillentee«, sagte Didi, »weil sie so aufgeregt ist.«

Florence verdrehte die Augen und schüttelte heftig den Kopf.

»Ich bin kein bisschen aufgeregt. Mann, hör doch auf damit, Didi. *Du* machst mich nervös.«

Julie bestellte eine Apfelschorle und erfuhr erst da, dass Florence sogar mehrere eigene Texte vortragen wollte. Julie konnte es nicht fassen.

»Und worum geht es?«

»Warte ab«, sagte Florence. »Ist meist ziemlich harter Stoff.«

»Wahrscheinlich zu viel für deine zarte Seele«, sagte Didi. Er zwinkerte Julie zu, aber sie war trotzdem sauer. Sie verstand nicht, wieso sie immer die zarte Seele war, wo sie sich kein bisschen anders benahm als die anderen.

Der rote Samtvorhang war noch geschlossen. Aus den Verstärkern tönte irgendein Hip-Hop. Die Bedienungen waren zwei magersüchtige Typen mit bleichen Gesichtern, ihre Geldbörsen hingen an Gürteln, die ihre schmalen Hüften markierten. Der eine von ihnen hatte falsche Wimpern und am Kinn einen schwarzen Schönheitsfleck.

Florence starrte den Typen hingerissen an. »Habt ihr das gesehen?«, wisperte sie, als er die Drinks abgestellt hatte. »Falsche Wimpern! Mann, ist das geil!«

Der Hip-Hop hämmerte in Julies Kopf, die Apfelschorle perlte durch ihre Speiseröhre, Patex und Uhu küssten sich ohne Unterbrechung, Didi drehte sich eine Zigarette, Florence blätterte nervös in dem Papierstapel auf ihren Knien, und dann auf einmal tat sich was auf der Bühne: Man brachte einen Tisch, einen einfachen Holztisch, braun, mit vier Beinen.

Sofort wurde wild applaudiert. Der Mann, der den Tisch hereintrug, war ungefähr dreißig und sah dem Geschichtslehrer ihrer Schule unheimlich ähnlich. Er war es aber nicht. Er verschwand wortlos wieder hinter dem Vorhang und kam ebenso wortlos zurück mit einem Stuhl, ein einfacher Holzstuhl, vier Beine. Frenetischer Jubel. Der Mann verbeugte sich wieder stumm, verschwand hinter dem Vorhang. Die Musik setzte schlagartig aus.

Julie schaute sich um. Der Raum hatte sich inzwischen zu drei Vierteln mit Leuten gefüllt.

Jetzt kam der Mann mit einem Mikrofon auf die Bühne. Er stellte es auf den Tisch, rückte es hin und her und verursachte damit jedes Mal ein Knacken in den Lautsprechern, und wenn es knackte, johlten die Zuschauer.

Didi grinste. »Hey, gute Stimmung, was?«

Florence beugte sich zu Julie. »Ich glaub, ich pack das doch nicht«, flüsterte sie.

»Was? Was?«, schrie Julie. Der Lärmpegel war zu hoch.

»Ich pack es nicht!«, brüllte Florence. »Ich mach mir vor Angst in die Hose!«

Aber da beugte Didi sich vor, schaute Florence in die Augen. »Du schaffst das. Ich weiß es«, sagte er eindringlich. Und Julie begriff plötzlich, wie Didi Florence rumgekriegt hatte. Er gab für sie den Macker, den Beschützer. Er war ihr Held.

Florence lächelte ein bisschen wie eine Schauspielerin vor einem riesengroßen Auftritt, Oscar-Verleihung oder so. »Ich

weiß nicht«, sie wiegte den Kopf, »nur wenn ihr mir verspricht, dass ihr ganz doll applaudiert, auch wenn ihr meinen Text scheiße findet.«

»Das ist doch sowieso klar«, brüllte Didi.

»Hey, wenn das sowieso klar ist, wie soll ich dann rauskriegen, wie ihr meinen Text wirklich findet?«, fragte Florence.

Gilda streichelte Ronnies Gesicht und sagte: »Als wenn's auf so was ankommt!«

»Worauf kommt es denn sonst an?«, rief Florence. Sie regte sich jetzt wirklich auf.

Ronnie lächelte Gilda an und Gilda lächelte zurück. Die Botschaft war klar: Es kommt auf die Liebe an.

Florence seufzte tief.

Der Mann trat wieder vor den Vorhang. Er stellte eine Tischlampe auf, mit einem biegsamen Bügel. Er fummelte so lange an der Lampe herum, bis der Fokus des Lichts genau die Tischmitte traf. Das Publikum johlte. Da verbeugte sich der Mann, faltete die Hände vor dem Bauch, räusperte sich und verbeugte sich wieder. Die Leute piffen, klatschten, trampelten auf den Boden.

»Tolle Stimmung!«, schwärmte Gilda und kuschelte sich an ihren Ronnie.

Julie schaute sich um. Sie sah in feixende, erlebnishungrige Gesichter, die von zwei Scheinwerfern rechts und links von der Bühne angestrahlt wurden.

Denen ist es völlig wurscht, dachte Julie, wer hier was vorträgt. Die sind ja jetzt schon high.

Als sie sich zu Florence beugte, um ihr diese Erkenntnis mitzuteilen, räusperte der Mann auf der Bühne sich noch einmal und sagte: »Willkommen zur ersten Slam-Poetry-Session im *Quasimodo*. Ich hoffe, ihr wisst alle, wie das ungefähr abläuft, jeder kann hier«, er deutete auf Tisch und Stuhl, Lampe und

Mikro, »seine eigenen Texte vortragen. Oder auch Lieder, wenn er seine Gitarre dabei hat, oder was er sonst braucht. Jedenfalls ist der einzige Lohn, den ihr für euren Auftritt bekommt, der Applaus des Publikums.« Er zögerte, sagte zweimal: »Ähm, ähm...«, und legte dann die Hand über die Augen, um besser ins Publikum zu schauen. »Der eine oder andere von euch braucht sicher noch ein bisschen, um Mut zu sammeln, hier raufzukommen und sich mit seinen Texten euch zum Fraß vorzuwerfen. Deshalb werden jetzt der Reihe nach die Leute auftreten, die das Ganze hier initiiert haben. Die sich dafür eingesetzt haben, dass das *Quasimodo* diese Sache in Angriff genommen hat. Also, wenn es gut läuft, könnte dies zu einer Tradition werden.«

Wieder Gejohle, Füßegetrampel und Applaus.

»Es kommt natürlich ein bisschen darauf an, ob es sich am Schluss für uns rechnet, für die Bedienung und so. Also, vergesst nicht, eure Bestellungen aufzugeben. Jeder Softdrink, wie gesagt, drei Euro. Wir gehen jetzt noch einmal rum und nehmen die Bestellungen auf und dann geht es los. Der Erste ist Joe Leinemann und er trägt etwas aus einem Gedichtzyklus vor.«

Julie sah sich an ihrem Tisch um. »Joe Leinemann? Kennt ihr den?«, fragte sie.

Alles schüttelte den Kopf.

»Jedenfalls nicht von unserer Schule«, sagte Didi. Didi war seit Jahren in der SSV des Gymnasiums, und er war Vertrauensschüler, er kannte einfach jeden aus der Oberstufe.

Joe, ein etwa 17- oder 18-jähriger Junge, kam auf die Bühne, mit vorgebeugten Schultern, hängendem Kopf und mit strähnigen Haaren, die ihm in die Stirn fielen. Er schaute niemanden an, schlurfte in seinen ausgebeulten Hosen und einem blauen T-Shirt, das noch nie ein Bügeleisen gesehen hatte, zu dem Tisch. Die Gummisohlen seiner Schuhe quietschen so, dass er selber ganz verdutzt danach blickte.

Der erste Applaus.

Er hob den Kopf und starrte fassungslos in den Zuschauerraum, dann zuckte er etwas hilflos die Schultern, und wieder johlten die Leute.

Joe reagierte dieses Mal nicht.

Er legte ein kleines Büchlein auf den Tisch, betrachtete den Stuhl, hob ihn hoch, klopfte auf die Unterseite, stellte ihn wieder hin und nahm vorsichtig Platz.

Ein paar Leute aus dem Zuschauerraum riefen ihm etwas zu. Aber Julie verstand in dem Krach fast gar nichts.

Julie glaubte, dass sie den Jungen schon einmal gesehen hatte, aber sie konnte sich nicht genau erinnern. Er war ein Typ, der einem irgendwie im Gedächtnis blieb. Lang und dünn, schmale Schultern, riesige Füße. Seine Bewegungen hatten etwas Unkoordiniertes, Schlenkerndes. Er klopfte mit den Fingern gegen das Mikrofon. Er nickte. Das Mikrofon funktionierte. Er schlug das Büchlein auf. Er lehnte sich zurück, blickte einen Augenblick wieder in den Zuschauerraum und sagte: »Ich lese aus meinem Gedichtzyklus. Es ist ...«

»Lauter!«, brüllte jemand von hinten. Julie drehte sich um. Es war ein Junge, der seine Baseballkappe mit einem extralangen Schirm tief ins Gesicht gezogen hatte.

»Hier versteht man kein Wort, Joe!«, rief er. »Du musst weiter ran ans Mikrofon!«

Joe nickte, er beugte sich vor. Er schob seine Hände zwischen die Knie, wahrscheinlich sollte niemand sehen, dass sie zitterten.

Julie war sich sicher, dass er aufgeregt war. Er fuhr sich mehrfach mit der Zunge über die Lippen, als müsse er sie anfeuchten. Und einmal legte er die Hand gegen den Kehlkopf und räusperte sich. Dann sagte er: »Also, ich wollte sagen, ich lese aus dem Gedichtzyklus ...«